



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

Blume, Wilhelm Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt
Ludwigsburg

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93965)

für das Auge kaum noch sichtbaren Faden, spannte ihn über einen Führungshaken und mit einem raschen Schwung über eine gesäuerte Walze — und legte ihn dann über die „Krone“, die sich unermüdlich wie ein Mühlrad drehte; und die Kinder staunten, als der Arbeiter der die vollgehaspelte Krone auswechselte, ihnen sagte, der aufgespulte Faden messe nicht weniger als 60 km.

Beim Rückweg kamen sie durch die Hallen, in denen das von den Haspeln gelöste Garn den weiteren Prozeß der Verfeinerung durchmachte, wo es berieselt, getrocknet, mit einer Schutzölschicht versehen wurde, um dann in die Zwirnerei geleitet zu werden.

„Erinnert ihr euch, daß eigentlich 50 blaue Fäden aus der Brause kamen, die dann ein einziger Faden wurden?“ knüpfte Dr. Steff wieder an. „In Wirklichkeit sind es immer noch 50 Fäden, die nur so dünn sind und so dicht beieinander liegen, daß sie wie ein Faden wirken. Dieser Faden muß nun gedreht werden, damit er rund und tatsächlich ein einziger Faden wird.“ „1200—2000 mal gedreht auf einer nur 1 m langen Laufstrecke“, ließ Daggy einfließen, stolz auf ihre genauen Kenntnisse, die sie erst vor kurzem erworben hatte. Sie war eigentlich Laborantin im Chef-Laboratorium, aber es war Brauch hier, daß auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den Fabrikationsprozeß aus eigener Mitbeteiligung sich zu eigen machten.

„Ich bin hier eigentlich zufrieden, wie ich es selten bei einer Arbeit war“, bekannte Daggy dem Dr. Steff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte; „man hat's sich im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen. Ist es nicht imponierend zu sehen, aus wieviel Einzelvorgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt!“ „Ich könnte beinahe den armen Faden bedauern, soviel Strapazen unterwirft man ihn“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei exakt gemacht wird, taugt der ganze Prozeß nichts“, brachte Daggy ihren Satz zu Ende. „Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Steff die kleine Plauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht“.

Nach Kasimir Edschmids „Zauberfaden“, Roman einer Industrie, 1949

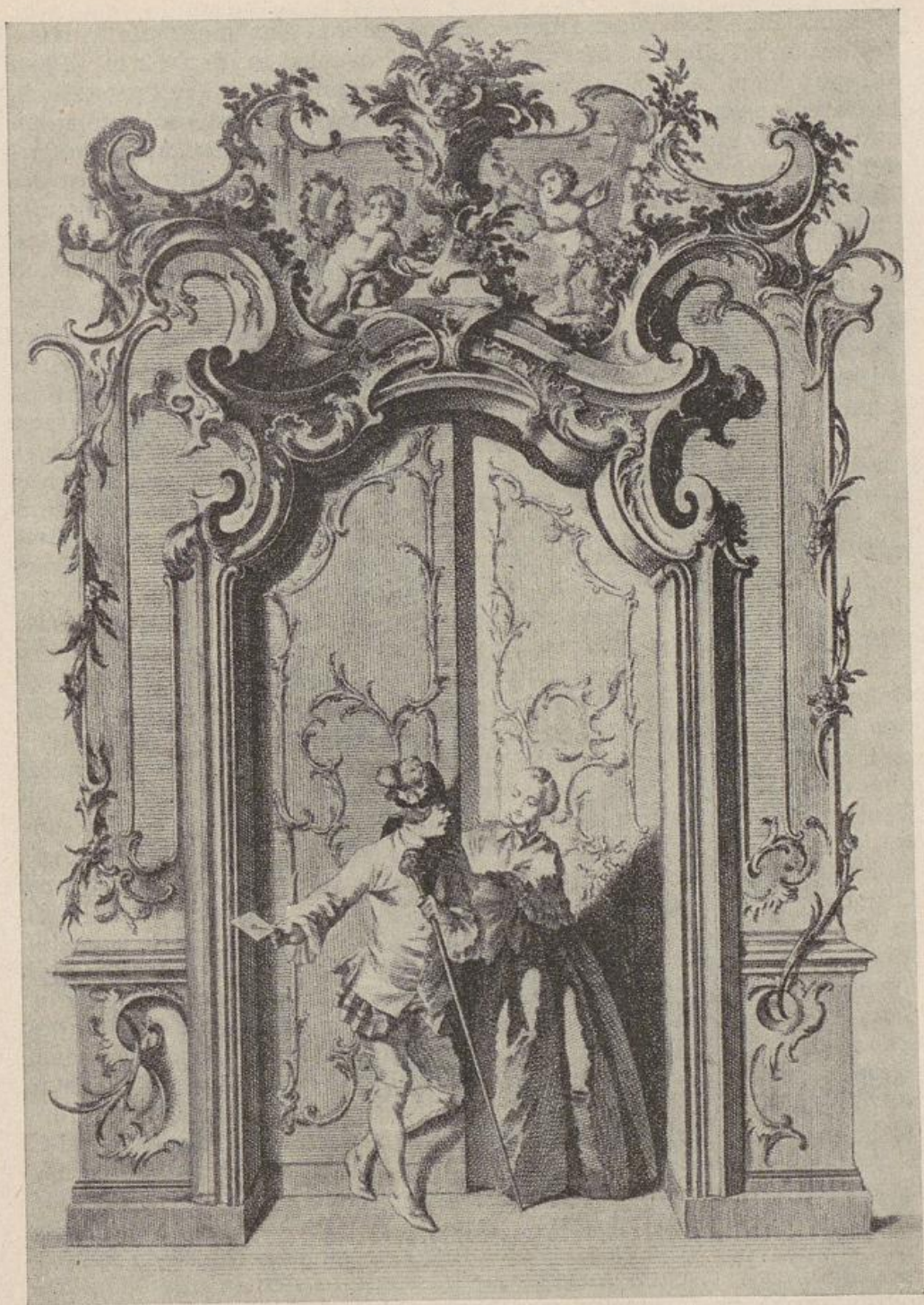
Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg

Unserer Schul-Schwabenfahrt auf Schillers Spuren mußte selbstverständlich auch in Ludwigsburg haltmachen. Hat doch das „Fritze“ hier nicht nur die Lateinschule — unter der strengen Kontrolle des Vaters — besucht; hier im herzoglichen Schloßtheater hat er sich auf Beamtenfreiplatz an den Massenaufgeboten kostümierter Regimenter berauscht und sein dramatisches Regietalent sich regen

fühlen (man denke an Wallensteins Lager, an den endlosen Krönungszug in der romantischen Tragödie um die Jungfrau von Orleans, oder an sein Schauspiel Wilhelm Tell, in dem er ein ganzes Volk auf die Bretter gestellt hat!); dort oben, hoch über der Stadt im herzoglichen Lustschloß, das zwar nicht Sanssouci, doch nicht minder französisch Solitude hieß, hat er seine ersten Akademiejahre unter den Aufpasseraugen Karl Eugens verbracht, demselben Schloß, in dem später Vater Schiller als Direktor der herzoglichen Gärten gewohnt und sich — von Beruf Bader und Feldscher — als Schriftsteller über Baumschulen einen Namen gemacht hat. — — — So standen wir frühzeitig vor der gewaltigen Anlage des Stadtschlusses mit seinen kasernenhofartig anmutenden Gebäudekarrees, zum Teil gespannt, ob da drinnen in der Fürstengruft die Fluchworte des schwäbischen Revolutionsdichters Daniel Schubart über die hochwohlgeborenen Schädel und Knochen noch nachhallen würden. — — Aber die Flügeltüren der fürstlichen Audienzzimmer sollten sich laut Auskunft erst um 10 Uhr dem Publikum öffnen. Wo sollte man die lange Wartezeit verbringen oder, höfisch gesagt, „antichambrieren“?

Da lasen wir an der Ecke der Schloß- und Kasernenstraße ein Schild: *Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie., gegründet 1786.* Wir gingen hinein. Und ein zweites Gesicht hat seitdem Ludwigsburg für uns Schwabenfahrer bekommen. In der verwunschenen Residenz a. D. eine Weltfirma, ein auf Handwerk gegründetes Riesenunternehmen!

An duftenden Stapeln astreinen Holzes vorbei, das in ständig brennenden Dampfheizanlagen getrocknet wird, betraten wir die *Schreinerei*. Elektromotoren trieben dort Pendel-, Band-, Zirkel- und Schweißsägen, Dicktenhobel-, Langlochbohr- und Labienfräsmaschinen. Im *Gußkeller* wurde der Feingehalt der Metallblöcke ausgewogen; die breiige Zinnmasse paarte sich mit dem Bleizusatz. So mochte unserem Schiller zumute gewesen sein, als er vor den Toren Rudolstadt vom Waldspaziergang aus zufällig an die Werkhalle des Glockengießermeisters trat! Aus den gewalzten Zierplatten wurden die einzelnen Stücke je nach der Größe der Pfeifen herausgeschnitten, poliert, gerundet, zusammengelötet und mit „Füßen“ versehen. In einem anderen Raum wurden Holzkästen mit schweren Rahmen umgeben; ihre Oberflächen mit gleichlaufenden Kanälen durchzogen, sogenannte Windladen, auf denen die Pfeifenreihen eines Registers später ruhen, jede einzelne damit verbunden. Daneben klebten Frauen Bälge, die Lungen der Orgel. Oder *Elektromonteur*e fädelten in die Spieltische einen Wirrwarr von Drähten ein, die Nervenstränge und Nervenbündel des entstehenden Instruments — oder dürfen wir sagen Lebewesens? Hunderte von Ventilen, Kontakten öffnen sich und schließen sich in dieser „Traktur“ mit Blitzesschnelle, wenn die Finger des Orgelspielers über die Tasten



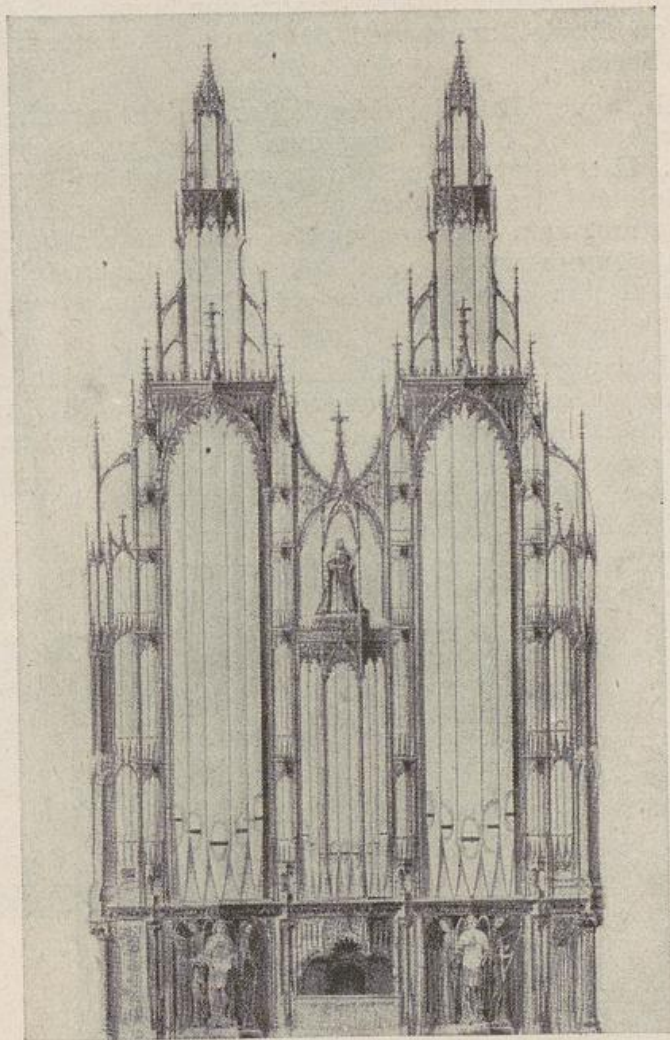
Joh. E. Nilson

*Flügeltür zu einem Rokokozimmer
in einem fürstlichen Lustschloß (um 1763)*

gleiten. Eine Präzisionsarbeit ohnegleichen! Aus mehr als tausend Teilen und Teilchen zusammengesetzt, wuchs in der 12 m hohen Orgelbauhalle vor unseren Augen das für die Weltausstellung in Barcelona bestimmte Werk empor. Jedes wird erst probeweise fix und fertig aufgebaut und ausprobiert, ehe es, wieder auseinandergenommen, in die Versandräume kommt. Fast rührend war die Äußerung eines Herrn, der in dem Intonierungszimmer alle Pfeifen einzeln abhört: „Uns umgeben unser Leben lang nur unreine Töne; wenn's klingt, nimmt man sie uns weg; den Genuß haben die andern.“

Und wo erdröhnen, brausen, summen, klagen, jubilieren diese Ludwigsburger Orgelregister? Überall auf Erden — in den Kirchen Kairos, in der Bostoner Musikhalle, in Kalkutta. Nach den Philippinen sind allein 36 Orgeln verfrachtet worden. Facharbeiter müssen sie oft begleiten und an Ort und Stelle einrichten, was manchmal über ein Jahr in Anspruch nimmt und die Beteiligten nebenbei mit Land und Leuten bekannt macht. Im Petersdom in Rom kann eine Walckerorgel, viele Zentner schwer, auf einem fahrbaren Gestell von einer Seitenkapelle in die andere gefahren werden, wie das Bedürfnis der Andächtigen es erfordert. An jenem Morgen, an dem wir durch das Haus geführt wurden, war das Neuste im Betrieb die mehr fabrikmäßige Herstellung von Hausorgeln, nicht viel größer als ein Klavier, die Pfeifen aus Raumersparnis zum Teil quer gestellt; Oskalyd heiße das Miniaturinstrument nach dem Vornamen eines der Inhaber; „ohne wohlklingenden Namen geht's heute nicht mehr ab“, sagte unser Begleiter leichthin. Zum Schluß ließ er uns noch einen Blick in die Kunsttischlerwerkstätte tun, wo die Orgelgehäuse entstehen; sie müssen natürlich den Baustilen der einzelnen Kirchen oder Konzert- bzw. Kinosälen angepaßt werden; Holzbildhauer schnitzen Heilige, allegorische Figuren, Kapitelle und Ornamente. Hier und da an den Wänden der Zeichensäle oder in den Treppenaufgängen hingen Ehrendiplome oder Köpfe aus der Bürgerdynastie dieser Orgelbauer. Da war z. B. der Gründer der Firma, Eberhard Friedrich, der mit zwei Gesellen angefangen hatte. Seit Erbauung der Orgel in der Frankfurter Paulskirche 1830 gewann der Name Geltung. In der Familienchronik wird von dem Wagnis erzählt, in den Orgelplan für Frankfurt ein 32füßiges Register aufzunehmen, d. h. ein Register mit offenen Holzpfeifen, deren größte 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Doppel-Organ-C hervorbringen sollte. Trotz vieler Abmahnungen ließ der Sohn des Gründers die kolossalen Dinger anfertigen und einsetzen. Aber wie erschrak er, als nach dem Tastenanschlag bei den tiefsten Pfeifen kein Ton vernehmbar war. In aller Heimlichkeit rechnete er seine mathematisch-physikalischen Ansätze nach, vertiefte sich in alle Möglichkeiten, probierte — immer vergebens! Als er wieder einmal mittags bedrückt die Kirchentreppe hinabstieg, hörte er plötzlich von der in

der Nähe eingerichteten Notwerkstatt herüber einen außerordentlich starken, sehr tiefen Ton. „Was habt ihr eben gemacht?“, fragte er seine Arbeiter in begreiflicher Erregung. Zögernd antworteten sie: Eigentlich gar nichts! Einer von ihnen habe Leim wärmen wollen und, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelspäne in den



Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm

Windofen geworfen und angezündet. Davon hätte der Ofen und der Kamin so gebrummt, daß sie alle erschrocken seien. Man wiederholte den Vorgang, und es ließ sich derselbe donnerähnliche Ton vernehmen, und zwar noch $1\frac{1}{2}$ Ton tiefer, als Herr Walcker zu erreichen gehofft hatte. Nach längerem Überlegen ergab sich des Rätsels Lösung: Die Wände des Kamins waren stark genug, um der Schwingung einer

so gewaltigen Luftsäule den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen; deshalb verdoppelte er die Stärke der Pfeifenwände und verband das ganze Register durch starke Eisenbänder. Als er nunmehr dem Sachverständigsten unter den Zweiflern das Register vorführte, konnte er beim Anschlagen der untersten Oktave dem 32-Füßer die Grundgewalt eines so tief und rein nie gehörten Basses entlocken; und die beiden umarmten sich vor Freude! „Seitdem fehlte es mir nie an Empfehlungen auf die weitesten Entfernungen hin“, schließt der Bericht.

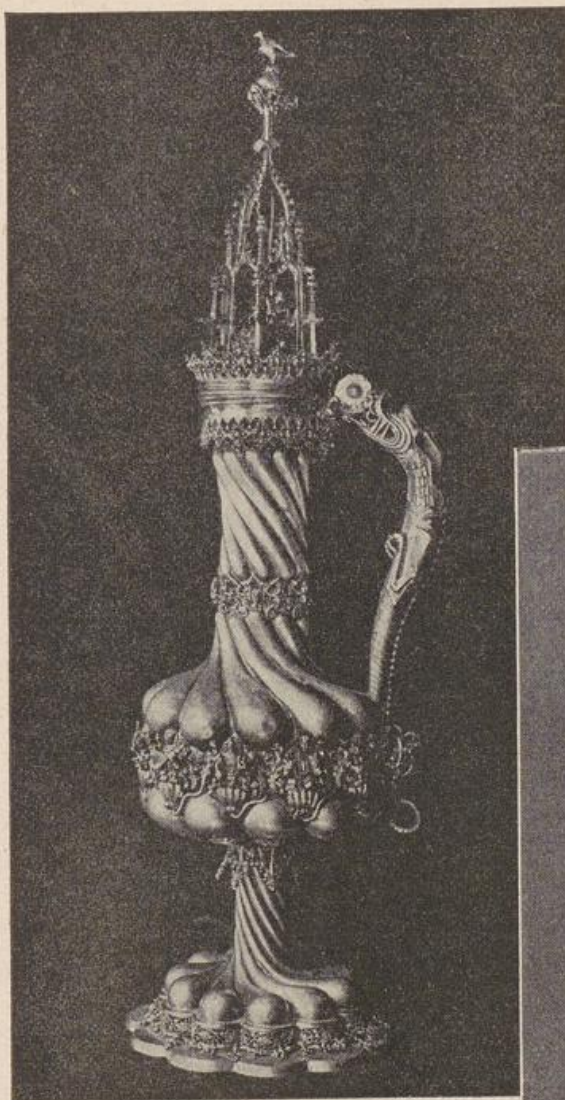
Er hörte sich in der Tat viel erbaulicher an als manche Kastellan-anekdote drüben im Schloß aus dem Leben seiner herzoglichen Durchlaucht. Hier atmete man die gesunde Luft selbstgeschaffener Tradition. Solche Männer stehen auf eigenen Füßen, brauchen kein Gottesgnadentum, kein prunkendes Riesenschloß als beklemmenden Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich von selber heraus entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

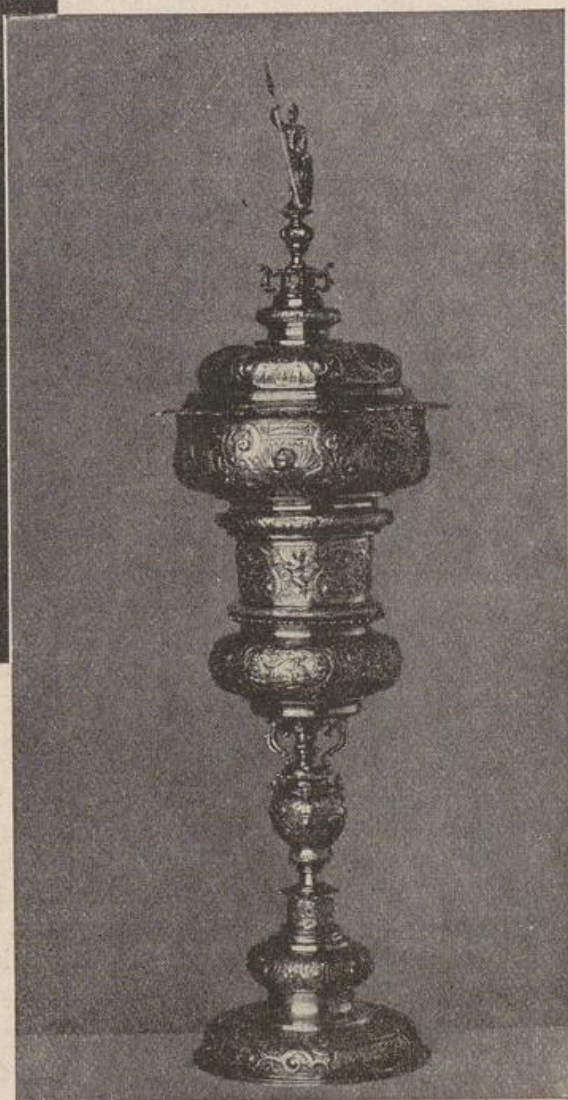
Wilhelm Blume



Romanischer Speisekelch aus Salzburg (1170)



*Gotische Bergkanne
aus Goslar
(1477)*



*Renaissance-Pokal
aus dem Ratssilber
der Stadt Lüneburg (1570)*